

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 17 (1913)  
**Heft:** [9]

**Artikel:** Jochem Steiner [Fortsetzung]  
**Autor:** Roelli, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-587604>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

Nachdruck verboten.

29.

Der See dampft, wie wenn in seinem Innern ein Feuer brennen würde. Doch das Wasser ist eiskalt. Möven flattern über die dampfende Fläche. Am gegenüberliegenden Ufer stehen Pappelbäume. Sie sehen aus wie grad in die Erde gebohrte Stecklein. Hinter ihnen dehnt sich graues Land aus. In weitester Ferne verschwimmen Hügelstreifen im matten Grau des Himmels. Es ist einsam geworden. Ich erschrecke beim Schrei eines Vogels, beim Pfiff einer Lokomotive ...

Es sind Stunden, da das eigene Herz schweigen möchte. Die ganze Welt soll schweigen. Kein Laut soll mich mehr an sie erinnern. Darum erschrecke ich beim Schrei eines Vogels, beim Pfiff einer Lokomotive. Ich sehne mich nach Einsamkeit. Ich möchte vergessen, ich möchte alles Erinnern abstreifen. Denn ich bin undankbar dem Menschen gegenüber, für den ich jetzt lebe. Das Leben mit Maria soll mich befriedigen können. Es soll schöner sein als alles vergangene Erleben. Ich selber griff nach diesem Leben. Jetzt will ich es festhalten mit eisernen Händen und nie erlahmender Kraft. Das muß so sein ... Ich habe Tage und Nächte, die mich locken. Ich sehe Frauen mit rätselhaften Augen. Je rätselhafter Frauenaugen sein können, desto lieber müßte ich sie haben. Umso schöner müßte es sein, die Seele, die in den Augen sich spiegelt, zu entwirren — bloßzulegen und in ihrer ganzen Schöne zu begreifen ... Maria hat tapferere Augen. Mehr weiß ich nicht darüber zu sagen. Maria ist schweigsamer geworden. Sie schafft viel. Ich habe das Gefühl, daß sie sich müde schaffen könnte.

„Marie, du tust zu viel!“

„Wenn ich zu viel schaffe, dann träumst du zu viel!“

Sie redet verbittert oder traurig. Sie kümmert sich wenig um mich oder gibt sich wenigstens so den Anschein. Ich troste und tu, wie wenn mir Unrecht würde. Ich schaffe tagelang im Gaden drüben, um nicht in der Stube herumhocken zu müssen. Ich streichle die alte Gurtfuß und rede mit ihr.

„He, willst nicht lieber nach Wildenmatt? Dort gibt's besseres Futter. Da unten wirst du mir zu eckig. Glende Knochen wachsen dir zum Leib heraus. Wir beide gehören in die Berge! Da unten könntest du zugrunde gehen — ha — ha ...“

Ein herrischer Wind wirft Schneeflocken an die Scheiben. Da zerrinnen sie und fließen in dünnen Bächlein auf die Scheibenrahmen nieder. Ich sitze auf der Ofenbank, rauche aus meinem Bergzellerpfeifen und schaue dem Schneetreiben zu. Es geht eigentlich manchen Menschen im Leben ähnlich. Sie stehen draußen in bissiger Kälte, sehen in eine warme Stube

hinein, drängen hinzu oder werden hinzugehängt, bleiben in der warmen Stube hocken, kommen nicht mehr fort und verkümmern ...

„Jochem, was denkst?“

Ich schiebe die Pfeife in die linke Mundecke, drehe den Kopf und rauche weiter.

„Was denkst, frag' ich!“

„Ja so, ja weißt, ich denke,

wir könnten die Zwergfuß hergeben! Wegen den paar Litern Milch ...“

„Das zählt sich doch! Oder ich würd' dann eine bessere Kuh dafür eintauschen und draufzahlen. Mit den neunzehn Zucherten Wiesboden kannst mehr als sieben Kühe halten!“

„Ja, das schon, 's ist wahr. Im Frühjahr geh' ich an den Rheinhauser Markt ... Du, wo ist der Vater?“

Da stellt sich Maria grad vor mich hin und sagt hart: „Der Vater, der ... der sauft wieder!“

Ich stehe auf und küsse Maria auf den Mund und sage kein Wort. Sie geht und lacht, bleibt an der Tür stehen und fragt, ob ich Erbarmen mit ihr hätte, weil ihr Vater ein Säufer sei. Da packt mich der Zorn.

„Geh', geh', du redest gemein! So schlecht bist du, geh' nur!“

Maria deckt den Tisch und trägt das Essen auf. Sie hat verweinte Augen. Ich tu, als merke ich das nicht. Ich breche das Brot in kleine Stücke und zerschneide das Fleisch. Maria isst nicht. Ich schaue sie an. Ich glaube, sie möchte reden. Vielleicht meint sie, daß ich ihr dazu helfen sollte. Ich tu's nicht. Sie sucht meine Hand zu halten. Ich ziehe sie zurück. Da sagt sie leise und

ohne Klang in den Worten: „Jochem, du, es war nicht recht von mir, was ich gesagt habe!“

„Was hast du gesagt?“ Ich will Maria mit solchen Worten quälen.

„Ja, weißt du, das wegen dem Vater!“

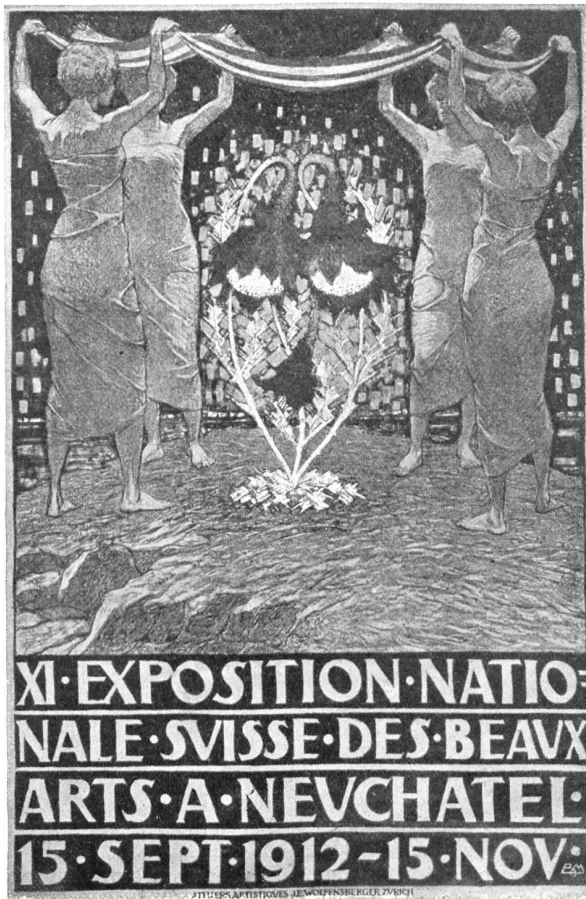
„Ja ... so ... ja!“

Ich esse weiter, als wäre nichts Besonderes dabei.

„Jochem, es tut mir leid ... Du!“

Ich sehe in ihre Augen. Sie bitten. Seltsam. So sind ihre Augen schön. Ich schweige. Ich schaue in die bittenden Augen und freue mich daran. Maria wird traurig. Darum sage ich leichtthin: „Es ist schon gut, Marie!“ ...

Hoch liegt der Schnee. Auf der Landstraße fährt der schwere Schneepflug mit Vorgespann. Ein kalter blauer Himmel wölbt sich über Land und See. Ein leiser bläulicher Widerschein schim-



Burkhard Mangold, Basel. Plakat für die XI. Nationale Kunstausstellung der Schweiz, Neuenburg 1912. Druck: Graph. Anst. J. G. Wolfensberger, Zürich.

mert aus dem Schnee hervor. Wenn die Sonne in den Schnee schaut, blitzen abertausend kleine Edelsteine auf. Die Hand greift darnach und greift in den falten lockeren Schnee. Der See hat aufgehört zu dampfen. Ein Klingeln zieht über ihn hin. Das Eis ist noch schwach. Kleine Wellen können die Hülle mühelos sprengen. Dann klingelt's. Es klingeln auch die Glöcklein der Pferde und Schlitten, die täglich durch das Dorf kommen. Fremde Frauen und Herren sitzen in den Schlitten. Sie sind in dicke Pelze gehüllt. Die Gesichter sind von der Kälte blau angehaucht. Fröhliche Augen blitzen. Ich sehe den Schlitten fast traurig nach. Und ich warte, bis sie bei Burgwilers Haus um die Ecke gleiten ... So habe ich mir's angewöhnt. Jeden Mittag bleibe ich beim Berger Dorfplatz stehen und schaue nach fremden Schlitten aus. Meist warte ich vergeblich. So habe ich angefangen, beim Löwenwirt auf die Schlitten und das Stück Leben, das sie mit sich bringen, zu warten. Dem Löwenwirt gehört das weiße hochgiebelige Haus am Dorfplatz. Da trinke ich jetzt meinen Dreier, oft sind's zwei Dreier, hin und wieder auch drei, seltener schon vier ... Aber diese arbeitslosen Tage nehmen ein Ende. Es ist gut. Der Schnee schmilzt. Die weißen einsamen Wochen sterben. Die Luft wird warm. Schwere Wolken treiben am Himmel. Die Sonne lacht und weint in einem Atemzuge. Eine Amsel fängt schon an zu singen. Sie fängt erst an. Das merke ich deutlich aus den noch unsicheren Tönen heraus. Zum Löwenwirt gehe ich selten mehr. Es gibt Arbeit genug auf den Feldern draußen mit den ersten Saaten. Bald werden auch Kartoffeln gesteckt. Ich zeige eine unbändige Freude am Schaffen. Am Abend bin ich dann müd und abgeheßt. Da taugt der Kopf nicht mehr zum Träumen. . .

Einmal war ein stiller, goldener Abend. Ein schwarzer Vogel saß auf dem Kirschbaum vor dem Haus und sang. Der Baum hatte schon Triebe angefaßt. Vom Dorfe her läutete eine Glocke. Dann hörte der Vogel auf zu singen, und auch die Glocke läutete nicht mehr. Sie schwiegen fast miteinander. Ein Stern glitzerte überm See auf. Dunkelheit breitete sich langsam über das Land aus. Alle Sterne begannen zu leuchten. Ein starker kühler Erdgeruch strömte durch das offene Fenster in die Kammer. Maria legte ihren Arm um meinen Hals und schmiegte sich an mich. Und dann sagte sie zu mir ganz leise und zitternd, daß sie Mutter werden dürfe. Da fühlte ich: es war in mir innen ein großes heimliches Glück, das wollte sich loslösen und wollte jubeln und leben. Aber das Glück wußte noch nicht, wie es leben sollte. Darum hielt ich es im Herzen fest und sagte nur: „Maria, du bist gut ... so gut!“

Die Sterne leuchteten zur Kammer herein. Und alles war still. Wie lieb ich das Kindlein haben mußte! Ich dachte lange nach und wußte es doch nicht ...

Frühmorgens, als Maria noch schlief, kleidete ich mich an und schlich hinaus. Landeinwärts stand über unsicher gezeichneten Hügeln und dunkeln Waldstreifen ein glutroter Himmel. Ich ging über die jungen Wiesen und Felder. Sie gedeihen wohl, dachte ich bei mir. Ich war froh. Ich stülpte die Hemdärmel auf und sah auf meine braunen starken Arme nieder. Auf diesen Armen willst du dein Kind tragen, mit diesen Armen willst du es schützen und für sein Leben schaffen! Ich war so froh. Ich wollte jauchzen und singen. Aber es war zu schweigsam auf den weiten Wiesen. Ich schaute in das junge weiche Gras und wartete. . .

Als ich wieder aufschaute, war Licht um mich. Vögel sangen. Die Blumen öffneten ihre Kelche. Jedes Leben trank Licht. Maria trat aus dem Hause. Sie hatte ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen. Auf dem Rücken trug sie einen Karst. Sie rief mir schon von weitem zu: „He, Jochem, geh' heim! Der Kaffee wird kalt. Ich hab' dich im ganzen Haus gesucht!“

Ich sagte lachend: „Darauf hab' ich gewartet, Marie. Vom kalten Kaffee wird unsereiner schön. Man sagt's so!“

Wir lachten und schritten aneinander vorüber.

Auf dem Stubentische steckte ein Büschel frischer Schneebüchsen in einem Wasserglase. Butter und Roggenbrot hatte

Maria für mich zurechtgelegt. Im Zinnfrug hatte sich der Kaffee abgekühlt. Doch ich war durstig und schenkte ein ... Ich habe eine altmodische Kachelkaffe mit zwei dicken Henkelöhren, einen runden blechernen Wildenmutter Löffel und eine mächtige Untertasse, darauf das Sprüchlein steht: „Mein Engel halte still, wann ich dich küssen will!“ Es war merkwürdig, wie ich mich um diese nichtigen Sachen auf einmal so kümmerte, sie in den Fingern herumdrehte und eigentlich fast anwunderte. Das mag daher kommen, daß ich im Spätherbst und Winter einem toten Glücke nachtrauerte und dabei vergaß, mich im heutigen Leben ordentlich umzuschauen und auch da Schönheit und Liebe zu finden ...

30.

Es ist ein Frühlingssonntagmorgen. Ich breche vom Kirschbaum ein Blütenreis und stecke es an meinen Hut. Dann steigen wir den Fußweg zum See hinab. Maria geht voran. In der einen Hand hält sie ein schwarzes goldgerändertes Gebetbuch, mit der andern Hand bricht sie Blumen, die nach am Bergtrand blühen und sich leicht pflücken lassen. Es sind rote und blaue und weiße Blumen.

Wir fahren zum Gottesdienst auf die Reicheninsel hinüber. Ich lege Hut und Rock ab und rudere langsam in den See hinaus. Maria sitzt mir gegenüber. Das schwarze schmutzlose Kleid umschließt hart ihre Gestalt. Sie ordnet die Blumen und steckt sie ans Mieder. Sie schaut zu ihnen nieder. Die Augen scheinen fast geschlossen zu sein. Die Lippen drücken leise aufeinander. Die Nadel, die die Blumen zusammenhalten soll, will nicht gehorchen. Das schwere volle Haar ließ sich nur ungern zusammenknuten. Aber ruhige sichere Hände haben es sorgsam und gut geordnet. Nun kann es sich nicht lösen. Aber es ist, als ob der frische Morgenwind, der über den See streicht, Luft hätte, im schweren Haar zu wühlen und es zu zerzausen. Maria streicht ein paar widerspenstige Locken zurück. Ihre Hände sind nicht plump oder rot. Sie scheinen schlank und schneeweiß zu sein, wenn sie auf dem schwarzen Haare liegen.

„Solche Hände hatte meine Mutter, Maria!“

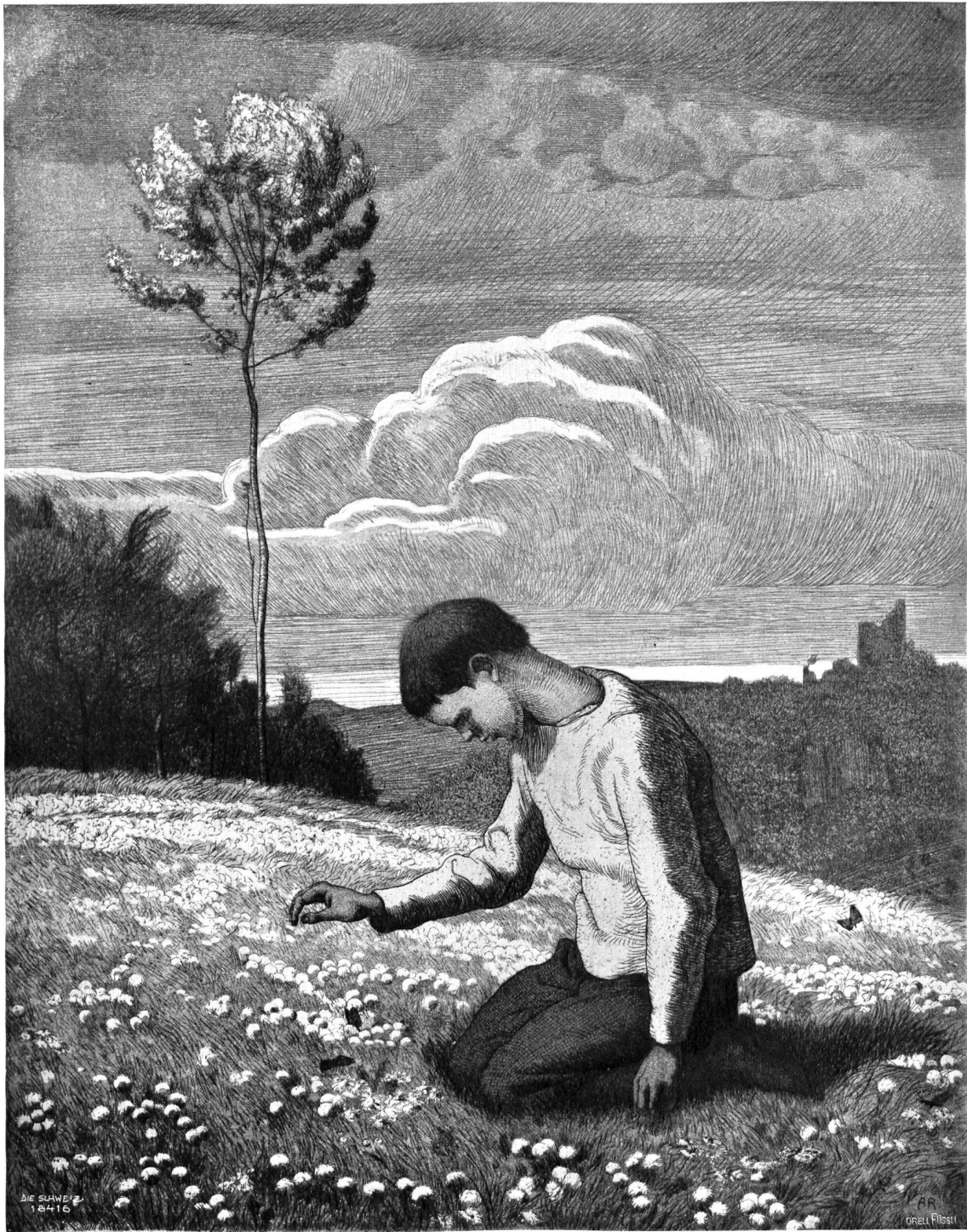
Da lächelt sie und läßt die Hände auf dem Scheitel liegen und blickt in das kühle tiefe Wasser.

„Mutter ... Mutter ...“ wiederholt sie leise und langsam und so, als müsse sie bei diesem Wort an tausend Herrlichkeiten denken. Dann lächelt sie wieder und blickt immerzu in das kühle tiefe Wasser, wie staunend. Als ahne sie ein leuchtendes Glück, das tief, irgendwo im dunkeln See verborgen liege ... Weiße Wolken spiegeln sich im Wasser; aber dann zittert plötzlich ein silberner Glanz über den See hin. Ich schaue empor. Eine Wolke wird zerrissen. Weißfunkelndes Licht bricht aus und möchte seine Kraft nun zeigen. Von der Reicheninsel hallt Glockengeläute.

„Sieh, Maria, Gott schickt uns Licht; dafür danken ihm die Menschen mit dem Läuten großer erzener Glocken!“

Maria ist zerstreut. Sie blickt mich fragend an und tut wie verträumt. Ich begleite sie bis zur Kirchentür und kehre dann um.

Ich steige zum Inselhügel empor. Ein halb zerfallener grauer Turm steht da. Wildreben und Epheu ranken sich um das Mauerwerk. Das schlingende Grün hält die losen Steine zusammen und festigt sie. So wird der Turm noch lange nicht auseinander fallen. Menschen sorgten nicht dafür, ihn zu erhalten. Nun tut's die Natur und hat den alten Turm lieb ... Maria wird jetzt in der Kirche beten. Ich schaue über die blühende Insel, über den See nach Berg und Gillingen aus. Aus grünen Geländen heben sich weiße runde Formen. Das sind die blühenden Bäume. Da und dort schmiegen sich Dächer aneinander. Es sind kleinere Gehöfte. Am Hang oben steht unser Heimet. Ich jauchze hinüber ... Fremde Stadtleute sollten jetzt um mich herumstehen. Ich würde ihnen die Gegend erklären. „Dort drüben hinter blauen Hügeln geht's Rheinhäusen zu. Da ist das Dorf Berg. Dort auf der Anhöhe sehen Sie ganz deutlich ein weißes starkgiebeliges Haus. Das ist mein Haus. Da lebe



Arthur Riedel, Basel.

Schmetterlingsfänger.  
Radierung (1910).

ich mit Maria. Maria ist mein braves Weib. Sie schafft viel. Ich helfe mit. Wir müssen halt. Ohne Arbeit kein Brot!" Vielleicht würden mich die Städter verwundert anstarren. Da würde ich lachen und sagen: „Ja, 's ist wahr, ich hatte einmal den Kopf voll von allerhand törichten gewinnlosen Dingen. Jetzt geht's besser. Ich wohne doch recht schön, nicht wahr? Ja, das ist die wahre Poeterei: Derb schaffen, hart schweigen, reich lieben und im Herzen die Worte haben!“

Es ist still um mich. Ich bin allein. Niemand ertappt mich in meinen Träumereien. Das Sonnenlicht brennt mir in die Augen. Ich strecke die Arme aus, wie um alles Licht einzufangen und an mich zu drücken. Dann steige ich an den Rebhügeln vorbei zur Kirche hinab ... Ich bin eigentlich froh und zufrieden ... Manchmal tut es mir so wunderbar gut, darüber nachzusinnen, was ich mit dem Schreiben alles erreicht haben könnte. Im Winter habe ich geschrieben. Ich tat's verstoßen. Es waren müde und armselige Verse. Und doch tut es oft gut, sie vor sich her zu sagen ...

Ich lache. Ich will die Verse bald vergessen lernen. Ich bin ja jetzt glücklich geworden. Ich sage es vor mich hin, recht laut. Ich möchte sonst daran zweifeln. Ich bin ein Mensch geworden, der unschlüssig ist, sich selbst nicht erkennen will, bald auf die eine, bald auf die andere Seite taumelt, überall ein wenig Glückseligkeit erhascht, sich daran nicht sättigen mag und Dinge begehrt, die nicht sein können. Ich trage an diesem Unbefriedigtsein eigene Schuld. Es sind Augenblicke, ja Stunden und Tage, in denen ich mich an glücklichen Gedanken berausche und damit zu leben glaube. Ich möchte schreiben. Maria meint, wenn es nun einmal sein müsse, könnte ich am Sonntag schreiben. Da

geh' es Zeit dazu. Ich bin kein Sonntagschreiber. Ich kann mich nicht zum Schreiben zwingen, nur darum, weil der Tag dazu taugt und es sein darf. Da poltert der Kopf und wehrt sich dagegen. Ich möchte es doch erzwingen. So gerate ich in selbsteigenen Unfrieden hinein, der schweres Blut macht. Es wäre besser, die Verse zu lassen. Kann ich es? Nein ...

Eine sternenhelle klingende Nacht kommt. Sie füllt sich mit dem Duft der Blumen und Blüten und wird ganz trunken davon. Die Luft ängstigt. Ich möchte mehr Kühle. Die Blüten des Kirschaumes sind von mattblendender Weiße. Mondschein stiehlt sich zwischen den Zweigen hindurch in die Kammer. Der Schein ist nicht stark genug, um alle Schatten aus der Kammer zu vertreiben. Halbdunkel ist's. Maria schläft. Ein wenig Licht streift das Haar, das Gesicht und den bloßen Nacken. Sie ist bleich. Fast wächsern ist das Gesicht. Wenn Maria tot wäre? Ich erschreke. Ich streichle das stille Gesicht. Da komme ich mir auf einmal stark und tapfer vor. Ich sorge für Maria. Sie schläft an meiner Seite und vertraut sich mir ganz an. Das ist viel. Ich glaube, ich habe noch nie bedacht, wieviel Maria mir anvertraut hat. Sich selbst und alles, was sie zu geben hat; das ist viel ... Blütenduft strömt in die Kammer. Ich küsse Marias Nacken. Auch er duftet. Die Haare duften. Ich berausche mich daran. Ich sage Worte, abgerissen — wild: „Urji, sieh zu! Ich bin glücklich ... Ja ... ja ... ganz glücklich ... Ohne dich ... ohne dich ...“ Ich küsse Marias Nacken. Weich und schneeweiß ist er. Eine Flut schwarzer Haare sucht ihn zu verbergen. Umsonst. Ich streiche das schwere Haar zur Seite. Der Nacken ist mein. Alles ist mein ... Mein!

(Fortsetzung folgt).

## Dramatische Rundschau IV.

Richard Wagners „Parsifal“ im Zürcher Stadttheater (15. April 1913).

Dazu sieben Abbildungen.

Die Zahl 13 hat in Richard Wagners Leben bekanntlich eine große Rolle gespielt: 1813 wurde Wagner geboren, am 13. April 1845 vollendete er die Partitur des „Tannhäuser“, am 13. Mai 1849 kam Wagner auf der Flucht von Dresden nach Weimar zu Liszt, wo sich das seltsame Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden großen Künstlern entspann, am 13. März 1861 erfolgte die erste Aufführung des „Tannhäuser“ in Paris, 1876 begann mit dem 13. August die erste Gesamtauführung des „Ring der Nibelungen“ in Bayreuth, der 13. Januar war es, als Wagner 1882 die Partitur des „Parsifal“ vollendete, und am 13. Januar 1883 verließ Liszt den aus Gesundheitsrücksichten in Venedig weilenden Meister; es war das letzte Mal, daß sich die beiden sahen, einen Monat später, am 13. Februar, hatte Wagner die Augen für immer geschlossen.

Und nun, am 13. April 1913 fand, der Zahl 13 getreu, die erste legitime „Parsifal“-Aufführung außerhalb Bayreuth, dem das „Bühnenweihfestspiel“ bis zum Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist reserviert blieb, statt, und zwar in der Schweiz, in Zürich, wo Wagner Jahre seiner bedeutendsten künstlerischen Entwicklung verlebte, wo er durch seine Liebe zu Mathilde Wesendonk im Innersten erschüttert wurde, wo er am Karfreitag 1857 auf dem „Bürgli“ jene musikalisch unmitelbarste Partie des „Parsifal“, den

„Charfreitagszauber“ empfing, nachweisbar die erste musikalische Skizze zu „Parsifal“.

Die Bezeichnung „erste legitime „Parsifal“-Aufführung“ hat ein Mitarbeiter des „Berliner Tagblatts“ geprägt und damit eine präzise Benennung der Zürcher „Parsifal“-Aufführung geschaffen; denn bekanntlich ist diese Wiedergabe nicht die erste außerhalb Bayreuth: 1903 wurde der „Parsifal“ in den der Bernerkonvention zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst nicht beigetretenen Staaten Holland (Rotterdam), Amerika (New-York) und kürzlich in Monte Carlo (vor eingeladenem Publikum) aufgeführt. Da in der Schweiz die Schutzfrist mit dem 30. Todestage und nicht wie in Deutschland mit dem Ende des Kalenderjahres abläuft, stand ihr das Recht zu, das Werk schon in diesem Jahre zu geben, was nun auch geschehen ist. Bayreuth hat große Anstrengungen gemacht, das Aufführungsmonopol des „Parsifal“ über die Schutzfrist hinaus behalten zu können; es wußte aus der Praxis heraus, daß die kleinsten Verfehlungen in der gesamten Wiedergabe die Eigenart des Werkes zunichte machen können. Doch auch Bayreuth konnte nicht immer für ein restloses Gelingen seiner Aufführungen garantieren, hat doch Franz Liszt einst nach einer „Tristan“-Aufführung gesagt: „Ich glaube nicht, daß es unter den obwaltenden Umständen besser sein könnte.“ Wenn für Bayreuth „obwaltende Umstände“



Arnold Stockmann, Luzern. Medaille zu Richard Wagners hundertstem Geburtstag (22. Mai 1913).